Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **29 (1947)**

Heft 52

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 24. Dezember 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 52

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Uns ist der Christ gebor'n

Seht ihr den Tod dort schreiten?
Hört ihr sein trotzig Dräu'n?
„Ich bin der Herr der Zeiten.
Ich will die Welt erneu'n
Ihr alle seid mir pflichtig,
ich spiele und ihr tanzt.
All' euer Tun ist nichtig,
ich ernte, was ihr pflanzt."
Wir wissen, welch' Gemächte,
Herr Tod, wir Menschen sind.
Wir kennen deine Rechte
an Mann und Weib und Kind.
Und dennoch, Herr der Zeiten,
allmächtig bist du nicht,
es leucht't durch alle Zeiten
ein sieghaft Gotteslicht.
Wir leben oder sterben,
dir, Tod, sind wir verlor'n.
Wir sind des Lichtes Erben:
uns ist der Christ gebor'n.

Rosa Heller-Lauffer

Weihnacht in uns

Bald leuchten überall die Weihnachtskerzen, erklingen die Weihnachtslieder und wird in Kirchen und Wohnstuben die Weihnachtsgeschichte gelesen, jene alte Geschichte von der dunklen Nacht, den schlafenden Hirten, dem strahlenden Verkündigungsengel, der Wanderung durch die Nacht dem lichten Sterne nach bis zu dem Stall, wo ins Krippleln gebettet das Gotteskind liegt. Unendlich vertraut ist uns diese Geschichte, beinahe zu vertraut. Sie gleicht einem alten Bilde, das immer an der selben Stelle hängt und das wir vor lauter Vertrautheit kaum mehr beachten. Aber wie das Bild mit einemmal eine ungeahnte Lebendigkeit und Schönheit gewinnt, wenn wir es anders hängen und ein anderes Licht darauf fällt, so kann es auch mit der Weihnachtsgeschichte geschehen, wenn wir versuchen, sie in neuem Lichte zu betrachten.

Gewiß war das, was in jener Weihnacht geschah, etwas ganz Gewaltiges und Einmaliges: Die Geburt jenes Menschen, der die ganze Gottesfülle in sich tragen durfte, der Mensch und Gott zugleich war und dessen Lehre von der Liebe immer weiter wirkte und noch heute das Ideal der Menschen ist. Aber ist das alles? Darf das alles sein? Kann das Hoffnung und Leitstern sein in dieser dunkelsten der Zeiten, da Tod und Hoffnungslosigkeit und die triumphierende Macht des Bösen alles Lichte zu verschlingen drohen?

Es ist dunkel heute, dunkel wie in jener Nacht, da die Hirten auf dem Felde schliefen. Wir empfinden sie tief, diese Nacht, die alle Menschen in ihr Grauen hüllt. Aber nicht alle schlafen. Viele werden jäh geweckt vom Verkündigungsengel, von der strahlenden Gegenwart jener geistigen Welt, in der die lichten göttlichen Kräfte walten und die sich jedem offenbart, der seine Seele dafür auftut. Die einen tragen eine leise, aber stetig wachsende Empfindung davon im Herzen; andere erleben sie im Aufblitzen eines rettenden Gedankens in der Not; wieder andere begegnen ihr in der inrigen Verbindung mit geliebten Dahingeschiedenen, während einige wenige ihre Herrlichkeit direkt zu schauen vermögen. Aber für all diese Erwachten bedeutet die geistige Welt etwas ganz Reales, etwas, das zu ihrem Leben gehört wie der Himmel zur Erde.

Aus dieser Welt heraus strahlt wie ein Stern die Gewißheit von der Geburt Christi und von seiner göttlichen Gegenwart auf Erden. Wie die Hirten in der Nacht sind die Menschen diesem Stern gefolgt und haben sie das Göttliche gesucht, die Jahrhunderte hindurch, bis in unsere Zeit hinein. Die ganze menschliche Kultur mit ihrem Suchen nach Wahrheit, Schönheit, Brüderlichkeit und Göttlichkeit gibt davon Zeugnis. Und dieses nichtendenwollende, ja immer dringlichere Suchen ist ein Beweis dafür, daß die Menschheit sich nicht zufrieden gibt mit jener einmaligen Geburt und Erlösertat. Sie spürt, daß das, was vor zweitausend Jahren geschah, auch heute wieder geschehen sollte: Die Geburt Gottes im Menschen aber nicht nur in dem einen, großen, sondern in jedem einzelnen Menschen. Der Glaube an Vergangenes — und wäre es noch so groß — bringt keine Hilfe, wenn dieses Vergangene nicht immer neu zur Gegenwart gemacht wird. Das Christentum ist nicht eine Lehre, eine Ethik, und wäre es die höchste, sondern die lebendige Gegenwart Christi im einzelnen Menschenherzen. Da ist der einfache Stall, in dem das Göttliche geboren wird, den die Engel umjubeln, den die Mitmenschen suchen und von dem aus das Licht in die Welt strahlen soll.

In der langen Zeit des Suchens haben wir Christus, so wie er verkündigt wurde, kennen und lieben gelernt. Wir haben uns bemüht, sein Wort zu halten so gut dies ging. Nun steht vor uns die gewaltige Verheißung, die er selbst im Johannesevangelium (Joh. 14/23) ausspricht: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen". Er selbst mit seiner ganzen Gottesfülle will in uns geboren werden, in uns wachsen, in uns wohnen, uns beleben, uns durchstrahlen, durch uns hinauswirken in die dunkle Welt, bis es jubelnd aus uns hervorbricht: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir." (Gal. 2/20). Das ist wahre Weihnacht.

I. S.

Friede auf Erden!

Friede — Friede? Glaubst du daran? Diese schöne Mähr kenne ich schon von Kindsbeinen an. Sie ist aber auch eine Kindersache geblieben. Den Kindern mag man noch von den Engeln erzählen, die auf den Fluren Bethlehems gesungen haben sollen: Friede auf Erden den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat! Ihre Aeuglein leuchten ob der schönen Weihnachtsgeschichte und ihr Herz ist vor der Krippe freudig bewegt, in welchem das Jesuskind liegt und die Hirten ehrfürchtig still darum stehen. Im Kinderherzen ist Friede und Freude ob Weihnachten.

Aber darum geht es ja nicht! Es heißt ja, an Weihnachten: Friede auf Erden! Gewiß Friede. Wenn ich dies Wort höre, dann geht es mir fast wie den Kindern vor der Krippe. Das wäre es! Darnach hungert die ganze Menschheit, die ganze Erde. Darum doch die vielen Konferenzen, Sitzungen in der Welt der Politik und der Wirtschaft, die Versammlungen der Ausschüsse, Verbände und Regierungen in den sozialen Auseinandersetzungen, die diese wirre Zeiten notwendig mit sich bringen. Doch von Frieden keine Spur! Je mehr nationale und internationale Konferenzen, Verhandlungen und Beschlüsse, Radio- und Pressepropaganda, umsomehr riecht es doch nach Krieg. Nach Krieg, da man überhaupt noch nicht zu einem Frieden seit dem Kriegsausgang 1945 gekommen ist! Nach Krieg, wo ein solcher, bei der heute fortgeschrittenen Atomkettenreaktionstechnik, den Raketenverbesserungen und flugtechnischen Leistungen, besonders für die kleinen Völker, aber auch für die großen, den Untergang bedeuten muß; totale Zerstörung, totaler Zusammenbruch einer durch Jahrhunderte gewordenen Kultur, endgültige Entmenschlichung der Menschheit ist.

Friede, so sehr gewünscht, so heiß erhofft, Friede kann auf dieser Erde nicht werden. Mögen da kindlich, fromme Leutchen, in der Einfalt ihrer Seele Weihnachten feiern und sich an der Engelbotschaft begeistern und Frieden finden für ihre Seele — ach die oft so enge und ahnungslose Seele — Friede auf Erden, darum geht es doch. Kann Friede auf Erden werden, so wie die Erde aussieht und die Menschheit auf der Erde sinnt, denkt und handelt? Nein! So haben die offiziellen Christen doch recht, die sich wenigstens dort ein Friedensgärtchen einrichten, wo sie sich noch dessen Grün und Blumen erfreuen können, schön fein behütet, in ihrer Seele in einer argen und bösen Welt? So gilt der Friede auf Erden den einfachen und zarten Seelen auf der Erde, wobei deren Leib und Lebensleistungen, wie die der übrigen Menschen alle, vom Unfrieden verzehrt werden darf, der Menschen gegen Menschen, Völker gegen Völker hetzt, sodaß keine Hoffnung mehr bleibt, daß es auf Erden einmal anders werden wird und kann?

Gewiß wird die Erde nicht den kernigen und lebensstärkenden Geschmack des Friedens schmecken, sich freuen können an einem freudigen Aufbau alles Edlen, Guten, Freude bringenden, Gerechtigkeit und Menschlichkeit fördernden, wenn es so bleibt wie es ist. Der Geist, der die Menschheit treibt und sich in ihren sozialen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen ausdrückt, ist der Geist des Unfriedens. Er ist aus der buchstäblichen Entwurzelung des Menschen aus der Erde seiner dörflichen oder gewerblichen Heimstätte gewachsen, sodaß er in proletarischer Vermassung und Verarmung den Tanz um das goldene Kalb mittanzen und die heimatliche Erde in eine Nahrungsmittelindustrieplantage umwandeln muß.

Der Götze Mammon weiß allen seinen Gläubigen den Trug von Freude, Glanz, Reichtum, Guthaben, Wohlstand und Frieden in die Augen zu reiben, wobei tatsächlich einigen Wenigen der Trug zur teilweisen Wahrheit wird. Den vielen Uebrigen aber bleibt durch das Mittel des Ablenkungsmanövers von Vergnügen, Sportbegeisterung und zivilisatorischen Erleichterungen verborgen, wie schwer sie getäuscht werden und durch diese Dinge nur noch tiefer mithineingezogen werden in die Wirkungsweise der Kräfte, die ihnen Menschenwürde und Rechte rauben, ihnen die Familie zerreißen und die Kinder entfremden, ihre Kräfte des Leibes und der Seele auslaugen und sie versicherungsrechtlicher Armenfürsorge im Krankheit und Alter ausliefern und ihnen schließlich den Sinn ihres kurzen Daseins weggestohlen haben. Wohl rebelliert der Mensch dann und wann gegen diesen sinnlosen Verlauf seines Lebensbemühens. Er weiß sich nur auf die Art zu wehren, daß er noch rücksichtsloser seine Ellbogen zu gebrauchen lernt, noch listiger den andern zu übervorteilen sucht, noch treulofer an seinen Mitmenschen handelt, dabei sich selbst und ihn entwürdigend. Den Krieg aller gegen alle führt er in gesetzlich gewährleisteter Form.

Was der Einzelne erlebt, spielt sich in weltbewegender Größenordnung gleicherweise ab im Krieg der Wirtschaftsgiganten der Trusts und Kapitalgesellschaften und äußert sich in den politischen Machtimperialismen nationalistischer Eroberungs- und Herrschaftsräume. So ist der Mensch und das Ziel seiner Bemühungen, nämlich, daß die Früchte seines Mühens alle nähren, kleiden und vor Schicksalsschlägen sichern und Recht und Gerechtigkeit seine Beziehungen zum Mitmenschen, zu Gruppen, Klasse, Rasse, Nation und Volk menschlich würdig ordnen, hingeopfert der größtmöglichsten Rendite der Vermögenswerte einiger Weniger und dem Machtstreben nationalistischer Art eben dieser Wenigen. Sind aber sie nicht auch nur Genarrte ihres kapitalistischen Götzendienstes; denn was kann ein Einzelner schließlich mehr verzehren, als was er tatsächlich braucht, um Leben, Arbeiten und sich freuen zu können?

Dieser Geist, der heute alles Getriebe der Menschen auf dieser Erde treibt, bringt den Krieg. Darum zeichnet sich unser kapitalistisches Zeitalter aus durch immer totaler, zerstörender, brutaler, unmenschlicher werdende Kriege. Darum heißt „Friede" eigentlich nur Waffenstillstand. Dem Menschen, jedem Menschen, seine Menschenwürde rauben, ihn entrechten, bringt Krieg. Darum muß heute Krieg unter uns sein, weil wir aneinander, die Großen und die Kleinen, als von den Mächten des Götzen Mammon getriebene, tagtäglich diesen Raub vollziehen. Aber wer wünscht tatsächlich den Krieg, diesen Zustand des ständigen Kriegsglimmens unter der friedlichen Oberfläche des Geschehens? Im Grunde niemand, nicht einmal die, welche an ihm Millionen verdienen können. Denn Mensch sein heißt trotz alledem in Frieden schöpfen, arbeiten, denken, bauen wollen und können, wobei jeder seinen besonderen Teil daran leistet, zur Freude und Daseinsbejahung eines Jeden. Ist dies nur ein

Marienlied

Mein liebes, kleines Himmelskind
im weichen, weißen Linnen,
muß! die Erlösungstat der Welt
im Krippelein beginnen.

Noch ruhst und schläfst du sanft und lind,
in treuer Lieb gebettet —
und bist doch schon mit deinem Sein
Zwiefift der Welt verkettet.

Denn einmal wirft du Schmerz und Leid
auf deinen Schultern tragen,
Und Menschenfluch und Menschenhaß
werden ans Kreuz dich schlagen....

Nun lächelst du, holdselig süß,
mir gläubig hingegeben.
Ich weiß, daß du die Wahrheit bist,
die Liebe und das Leben! —

Leonie E. Beglinger (in „Geliebtes Leben")

Der Weihnachtsbaum

Von Vera Solander

Rose ist jetzt eine Frau von vierzig Jahren. Aber damals war sie ein kleines Mädchen und es war Weihnachten und sie war mit ihrer Mutter in Palermo.

Weihnachten — das hieß Schnee, Kerzenschimmer, Tannengrün und Glockengeläute. Hier gab es schön gefiederte Palmen, spitze Zypressen und weitausladende Pinien, aber keine Tannenbäume, hier gab es keinen Schnee — nur Glocken gab es übergenug. Tag und Nacht ging es „bum, bam, bam", nicht baum, baum, baum!, wie daheim, klingend und schwingend. Von außen her beklopft, klangen sie unfreundlich und hart; kein Wunder, sie standen da und mußten sich schlagen lassen und das paßte ihnen nicht.

Als kleines Mädchen von acht Jahren hatte Rose die große Kunst des Verzichtens noch nicht gelernt. Es war ja sehr schön, in Palermo zu sein — aber Weihnachten war Weihnachten und das wenigste, was man verlangen konnte, war ein Christbaum. Wenn man keinen Schnee haben konnte und keine weihnachtlichen Glocken, so wollte man wenigstens einen Tannenbaum haben, mit goldenen Nüssen und bunten Aepfeln an den duftenden Zweigen. Und vielen Kerzen natürlich.

„Aber, mein gutes Rosinchen, hier gibt es keine Tannen, das weißt du doch!"

„Ich weiß schon, Mutsch, aber können wir nicht wenigstens versuchen?"

Man entschloß sich also, zu versuchen. „Wir wollen einmal den Bartolo fragen".

Bartolo war Hausdiener, Stubenmädchen, Koch und Spielgefährte, alles in einem. Er war nicht viel größer als Rose, hatte sanfte Rehaugen, einen wilden Negerschopf und riesige Plattfüße, die in dicken Filzpantoffeln über den Hausflur schlurften.

Bartolo konnte nicht Deutsch und Rose und ihre Mutter verstanden nur wenig Italienisch, aber man wußte sich zu helfen. Man kramte eine Weihnachtskarte hervor, auf der ein buntbehangener Christbaum prangte und hielt ihn Bartolo hin.

«Un albero per la signorina!»

Bartolo sah sich die Karte genau an, drehte sie nach allen Seiten und dachte nach. Dann hatte er das Problem offenbar gelöst. Er stelzte mit Grandezza zur Türe, öffnete sie und, die Rechte mit gespreizten Fingern an die Brust gedrückt, die Linke in weitausladender Geste nach hinten geschwungen, den Oberkörper von der Hüfte abgebogen, vom Scheitel bis zur Sohle ein höfischer Kavalier, ließ er die beiden Damen an sich vorbeirauschen, in die weite Halle und von da in den milden Dezembersonnenschein.

Den Kutscher, der immer vor dem Hause auf eine Fuhre lauerte und jetzt hastig herbeigeklappert kam, übergoß er mit einem wilden Strom gestengespeitschter Rede, doch der thronte da oben, unbeweglich und unbewegt wie ein Götzenbild. Langsam verebbte der Schwall, nur wenige Worte tröpfelten noch nach und als auch die versiegt waren, deutete der Götze, ohne ein Wort zu sagen, mit riesigem Daumen über seine Schulter hinweg auf seinen Wagen und Rose und die Mutter stiegen ein. Dann rückte der Koloß ein klein wenig zur Seite, schnalzte mit der Zunge, warf den Kopf zurück und krümmte den Zeigefinger gegen Bartolo, was offenbar eine Einladung bedeuten sollte, neben ihm Platz zu nehmen. Bartolo kletterte hinauf, ein Peitschenknall und wie aus einer Kanone geschossen, setzte sich der alte Gaul in Trab. Zwei Minuten später machte man vor einem Blumenladen halt und der behaglich ausgebuchtete Besitzer, Signor Fulmi, trat an die Türe seines Ladens, um die ihm zugebrachten Kunden in Empfang zu nehmen.

„Aber das ist doch eine Blumenhandlung", flüsterte Rose enttäuscht der Mutter ins Ohr, „da gibt es doch keine Christbäume!"

„Si, si, signorina", flötete Fulmi, „Krispome!"

Er hielt ihnen einen vielfach durchlochten Besenstiel entgegen. „Ecco", sagte er mit bescheidenem Stolz.

Rose und die Mutter starrten ihn an und dann den Besenstiel, und dann zuckten sie beide die Achseln.

Als signor Fulmi sich so mißverstanden sah, tat er einen abgrundtiefen Seufzer, der ganze Abhandlungen enthielt über die Dummheit der Frauen im allgemeinen und die der nordischen Völker im besonderen, drückte Rose den Besenstiel in die Hand, verschwand durch eine Türe im Hintergrund des Ladens, um im nächsten Augenblick mit Tannenzweigen beladen wieder aufzutauchen.

„Ecco!" sagte er zum zweitenmal, legte die Zweige erst einmal auf den Ladentisch, um sie dann einen nach dem andern aufzunehmen und in die Löcher in dem Stock zu stopfen, den Rose immer noch umklammert hielt. Er garnierte ihn sozusagen mit Grünzeug. Schließlich holte er ein grasgrünes Seidenband herbei, umwand damit den nackten Besenstiel und vollendete seine Rückverwandlung in einen Baumstamm.

„Ecco!" sagte er zum drittenmal und strahlte wieder Wohlwollen.

Rose verfolgte das Werk des Zauberkünstlers mit schimmernden Augen. Wie ein kleiner hölzerner Weihnachtsengel trug sie mit steifen Armen das kostbare Kunstwerk vor sich her, sagte „Grazie tante, signor

frommer Wunschtraum, traumhaft bis aufs Haar: sie gequälten Menschenherzen entstiegen? Ja und Nein!

Ja, wenn wir weiterhin Sklaven an goldenen Ketten bleiben wollen. Nein, wenn wir uns durch das Erfahrungszeugnis der ersten Christen zur Erkenntnis rufen lassen: Friede auf Erden, ist möglich, ist gekommen, ist zum Aufgreifen für jeden Gutwilligen und unter der Drohung des Krieges Leidenden da, seit dem Jesus von Nazareth seine „frohe Botschaft" den Menschen zugerufen hat. Sie hatten die revolutionäre Schöpfermacht in der Evangeliumsbotschaft noch urtümlicher erfahren. Mit ihr ist die unumstößliche Gewißheit gegeben, daß wenn der Geist des Evangeliums in die menschlichen Beziehungen auf Erden dringen und sie bestimmen darf, dann der Anbruch des Friedens auf Erden gekommen ist. Dann dienen die Bemühungen der Menschen zur Ordnung ihres persönlichen und gemeinschaftlichen Geschickes dem tatsächlichen Frieden, der, im Spannungsverhältnis der Eigenheiten und vielfarbigen Gegebenheiten des Lebendigem zueinander, in fruchtbarem Kampf die friedvolle Gemeinschaft der Menschen auf Erden immer wieder neu schafft, welche dem Willen Gottes auf Erden für die Menschen entspricht, als ein Zusammenwirken und Leben in Gerechtigkeit, Wahrheit, Treue und Menschlichkeit.

Träumten die ersten Christen einen Friedenstraum, wenn sie die Revolution zum Frieden mit Jesus von Nazareth gekommen schauten? Haben sie nicht die Wirklichkeit, die allem menschlichen Bemühen unterliegen möchte, geschaut, wo der Mensch seinen Sinn öffnen und sein Gemüt und seinen Willen frei machen wollte für die Freuden — und Friedensbotschaft des Nazareners? Zwei Hinweise werden genügen, zwei Sätze, die aus der lebendigsten Gotteserfahrung uns Menschen zur Wegweisung zum Frieden gegeben wurden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", und: „Alles was ihr wollt, das die Menschen euch tun sollen, das sollt ihr ihnen auch tun". Kann vor ihnen der himmelstürmende Menschenbau von Kapitalismus, Nationalismus und Imperialismus bestehen? Kann sich vor ihnen der Krieg rechtfertigen? Nein. Aber diese beiden Sätze sind die Wegweiser und Träger des menschlichen Bemühens, um zu tatsächlicher Menschlichkeit, zu Bruderschaft und Genossenschaft zu kommen. Sie sind die Charta der Menschenrechte und des Sozialismus. Sie sind die Führer zu gegenseitiger Verantwortung eines für den anderen, der Weg zum Kampf gegen Alles, was unter uns Menschen auf Erden nicht dem Willen Gottes entsprechen will. Sie sind die Anweisung zum Bau an Allem, was Frieden schafft, den Frieden des Herzens, wie auch den Frieden in den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Belangen, den Frieden auf Erden. Deshalb ist dem ganzen Menschengeschlecht zu allen Zeiten die Verheißung gegeben: „Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heißen". S. Z. F.

Zwei erfreuliche Nachrichten aus dem Bundeshaus

Der Familienname wieder eingebürgerter Frauen

Einer Agentur-Meldung aus den Basler Nachrichten entnehmen wir folgendes: Ein vom Nationalrat erheblich erklärtes Postulat Leupin (dem., Baselland) befaßt sich mit dem Familiennamen von Witwen, die durch Heirat ihr Schweizerbürgerrecht verloren haben und nach dem Tode des Ehemannes wieder eingebürgert werden. Diese Wiedereingebürgerten behalten dabei ihren ausländischen Namen, wodurch lt. Postulat den Bürgergemeinden oft neue, manchmal fremdländisch klingende Bürgernamen in heimatschutzwidriger Weise aufgezwungen würden.

Der Bundesrat antwortet nun in einem Bericht an die Bundesversammlung auf dieses Postulat. Er führt dabei u. a. aus, die Ausmerzung fremdländisch klingender Namen überhaupt würde viel zu weit gehen. Wohl aber sollte vermieden werden, daß Personen, „die wir nicht nur dem wiedergewonnenen Heimatschein, sondern auch der Gesinnung nach als Schweizer gelten lassen müssen, und gerne gelten lassen, ihr Lebtag mit einem ganz und gar unschweizerischen Namen umherlaufen" müssen. Die Lösung sei so zu gestalten, daß das Postulat vorschwebende Ziel nicht nur bei Auflösung der Ehe durch den Tod des Ehemannes, sondern auch bei Scheidung erreicht werden könne. Der Bericht vermeist darauf, daß gemäß Art. 30 des Zivilgesetzbuches die Regierung des Heimatkantons die Aenderung des Namens hier die Rückkehr zum Mädchennamen bewilligen kann. Diese Bestimmung weise den natürlichen Weg zur Verwirklichung des Postulates, so daß ein besonderer bundesrechtlicher Erlaß überflüssig sei. Dabei solle es der Frau überlassen bleiben, ob sie zu ihrem früheren Namen zurückkehren wolle. Die Kantonsregierung dürfte in der Regel einem solchen Gesuche entsprechen. In diesem Sinne richtet der Bundesrat auch ein Kreisschreiben an die Kantone.

Frauen im Bundesdienst

Der Bundesrat hat Frl. Dr. jur. N. Jaussi, geb. 1900, von Zürich und Wattenwil, zurzeit juristische Beamtin 1. Klasse, zur zweiten Adjunktin im Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit befördert.

Nahrung und Zähne in Goms (Wallis)

Aus Untersuchungen an den Zähnen der Bewohner des Gomsertales (Wallis) durch Dr. A. Roos, Arzt und Zahnarzt in Basel, ging hervor, daß zwischen der Zahnkaries und der Ernährung Zusammenhänge festgestellt werden können. Er schrieb über seine Beobachtungen eine Arbeit in der „Schweiz. Monatsschrift für Zahnheilkunde". In Goms waren vor dem Bahnbau (Furkabahn) die Verbindungen mit der Außenwelt sehr beschränkt. Sie bestanden in dem Uebergang über die Grimsel und die Furka, Nufenenpaß, Griespaß, Westwärts war der Weg nach Brig offen, aber auch beschwerlich. Dann kam die Furkastraße, die zur Gotthardbahn führte, wodurch die Seitenpässe Nufenen und Gries nur noch Schmuggelpässe blieben. So ist es verständlich, daß die Bevölkerung von ihren eigenen Produkten lebte, bis die Bahn Brig-Oberwald, später Brig-Furka-Andermatt, auswärtige Nahrung in größerer Menge brachte. Da Dr. Roos erst 1930 seine Untersuchungen begann, fand er bei der Jugend schon viel Zahnkaries, da die Kinder eben schon von der modernen Nahrung von auswärts erhielten. Er ließ sich aber von alten Leuten erzählen, wie die Ernährung vor dem Bahnbau war. „Was der Boden hergab, das war die Nahrung in früherer Zeit", erklärte ein 82-jähriger Schreinermeister: zum Frühstück: Milch, roh oder gekocht mit „Spis" d. i. Käse und Brot, geröstete Mehlsuppe u. dgl. Zum Mittag: Polenta oder Reis ohne Fett mit fetter Käsmilch, dazu „Spis". Z'vieri: Käsmilch und Brot und zum Nachtessen: Suppen verschiedener Art mit Kartoffeln; Sonntags und Donnerstags gab es Fleisch, sogenanntes Trockenfleisch, das immer im Vorrat vorhanden war, von einer Schlachtung zur andern. Als Brotnahrung kannte man nur das uneigene, steinharte Roggenbrot aus selbstgepflanztem Winterroggen: Gebacken wurde vier- bis sechsmal im Jahr. Weißbrot war nur in Fleisch erhältlich und mußte in der „Tschiffere" (Rückenkorb) geholt werden. Die Brotnahrung besaß früher eine viel größere Wertschätzung. Winterroggen wurde früher viel mehr gepflanzt. In der Mühle wurde grobes Mehl gemahlen, nicht wie heute, fast weißes. Den Durst löschte seinerzeit die Käsmilch, nicht Kaffee und Bier und Wein. Zucker war vor dem Bahnbau ein seltener Artikel. — Nach der Ansicht eines alten Lehrers hat die Gesundheit der Bevölkerung in den letzten 20—30 Jahren (d. h. von 1900 bis 1930) eher abgenommen, die physische Kraft der Männer sei im Rückgang begriffen, was wohl mit der Nahrungsänderung in Zusammenhang stehe, nämlich reichlicher Kaffeegenuß mit Zucker. Dies ist wohl eine der Hauptursachen des von Dr. Roos beobachteten Gebißzerfalles. Der alte Lehrer konnte sich erinnern, daß am Anfang seiner Lehrtätigkeit selten ein Schulkind wegen Zahnschmerzen den Unterricht versäumen mußte. Heute (1930) sei dies sehr oft der Fall. Heute (1930) verkaufen viele Bauern ihre guten Gomserkäse und kaufen Konstäre. Der Krämerladen besteht erst seit dem Jahrhunderteanfang in den meisten Dörfern und vorher bestand die Selbstversorgung mit den gesunden Nahrungsmitteln. Er, der 67jährige Lehrer, könne das harte Brot noch gut essen, die Jungen nicht. Infolge der Abnahme des Getreidebaues sei dann viel Weißmehl eingeführt worden mit der Bahn. Früher setzte man sehr oft dem Schwarzmehl noch Kartoffeln zu. Seinerzeit stillten die Mütter die Kinder, heute (1930) sind die Hebammen schnell bereit, mit Zuckerwasser die Ernährung zu „ergänzen", sagte der Lehrer. Eine auffällige Tatsache ist auch die starke Zunahme der Teigwaren. So stand es 1930 in Oberwald. In Obergesteln dagegen waren die Menschen für Neuerungen schwer zu haben und — hatten bessere Zähne!

So zog Dr. Roos von Dorf zu Dorf, untersuchte die Gebisse, frug die alten Leute über frühere Sitten und Gebräuche betr. der Ernährung aus. Fast überall wurde seinerzeit „Bäckkuchet", d. h. Tannenharz, gekaut. (Wie heute die amerikanischen Soldaten!) Früher machten die Bäuerinnen die Kleider, sogar Schuhe, selber. Heute wird das meiste gekauft und zur Beschaffung dieses Geldes verkauft der Bauer allzuviel von seinen vorzüglichen Landesprodukten, er kauft dafür künstliche Nahrungsmittel im Magazin. Während des Krieges waren die Preise der Bodenprodukte hoch, der Landwirt verkaufte viel, blieb leider dann bei diesem System und kaufte „Nahrungsmittel". Im ganz abgelegenen Binntal fand Dr. Roos wieder gute Zähne, weil von außen her fast nichts eingeführt wird, aber im Gomsertal waren 1930 keine kariesfreien Dörfer mehr. Die Knaben haben dort etwas bessere Gebisse als die Mädchen, weil sie viel im Freien sind und bei Stallarbeiten mehr Milch trinken, meint Dr. Roos.

Ausgrabungen bei Bauten zeigten, daß die meisten Skelette gute Zähne hatten. Damals kannte man eben keine eingeführten Weißmehle, Zucker, etc. —

Noch 1912—1918, während Schreiber dieser Zeilen mit den Gomsern Dienst tat, sah er schöne Gebisse, und Staub schrieb 1921: „Die weitaus besten Zähne hatten von 21 Talschaften die Rekruten des Oberwallis mit nur 0,62 Prozent Karies. Seither wurden aber die Landesprodukte verkauft und fremde Ware angekauft, daher der schlechtere Befund anläßlich der Untersuchungen anno 1930 durch Dr. Roos. Anderseits sah er 70-, 80- und 90-jährige Männer mit 32 intakten Zähnen! Sie lebten immer noch nach alter Väter Sitte und kauten steinhartes Schwarzbrot.

Kurz und gut, wir sehen aus alledem, daß früher Harze gekaut wurden, was den Zähnen nützte; dann aß man hartes Brot, was den Zähnen Arbeit verschaffte und wir erkennen, daß zwischen der Ernährung und der Karies ein Zusammenhang besteht: je natürlicher die Nahrung, desto bessere Zähne. Dr. Roos schreibt dazu: „Der Zahnarzt der Zukunft wird in weitgehendem Maße sich mit der Chemie des Vitamin nachweises befassen müssen. Wir kennen die Bedeutung des antiskorbutischen Vitamins C für unseren gesamten Stoffwechsel, wie für die Zahnbildung. Solche Thesen sind durchaus nicht „Vermessenheit oder Phantasie", sondern die Fortschritte in der Erforschung der Vitamine werden sicherlich eines Tages dem Zahnarzt wertvolle Hilfsmittel in die Hand geben, um die latente oder bestehende Kariesdispositionen frühzeitig genug zu erkennen."

Da haben wir also das Geheimnis der gesunden Zähne der Alten: He? wissen wir es ganz genau: Schwarzbrot, Kartoffeln, Milch enthalten Vitamine; Weißbrot, Zucker, Teigwaren keine. Vitamine sind aber unserem Organismus unbedingt nötig, auch den Zähnen. Vitaminmangel bewirkt kranke Zähne und Zahnausfall, daher der schlechte Zahnbestand der Leute von ca. 1930 Dem Beginn der Zahnfleischentzündungen und Zahnlockerungen kann durch Zufuhr von Vitamin C gesteuert werden. Auch Vitamin B ist nötig für die Zähne und den gesamten Organismus, daher ist es in Schwarzbrot reichlich vorhanden oder kann zugeführt werden in Tabletten. Heute gilt allgemein: „Gute Zähne, gute Gesundheit!" Seit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges hatten wir sehr wenig Zucker, wenig Teigwaren, dagegen viel dunkles Brot, viel Früchte und Gemüse und so sollte es bleiben; denn diese Kost ist vitaminreich. Zudem wurden in Schulen den Kindern zum Schutz von Infektionskrankheiten und Stärkung noch Vitaminabletten verabfolgt. Wie Dr. Lauener in Bern konstatierte, nimmt seither die Zahnkaries wieder ab.

So hat also der alte Lehrer in Oberwald anno 1930 schon richtig gesehen: Die eingeführte Nahrung, Weißmehl, Zucker u. a. bewirkte die Karies, nur wußte er nicht, daß der Vitaminmangel die Schuld daran trägt. r.

Politisches und Anderes

Warum kein Heiratsverbot?

Aus Kreuzlingen wurde gemeldet, daß in letzter Zeit verschiedene aus der Schweiz ausgewiesene deutsche Staatsbürgerinnen in Konstanz und Umgebung wohnende Schweizer heiraten, wobei Alters- und Bildungsunterschiede zuungunsten der Männer vorlagen. Zur Zeit habe man es besonders auch auf die im Schwarzwald tätigen schweizerischen Holzfäller abgesehen. Ein solcher will z. B. zur Zeit die Filmschauspielerin Camilla Horn heiraten. Vorläufig erhalte das Paar die Heiratsbewilligung nicht (laut NZZ.), „weil die gesetzliche Wartefrist seit der letzten Scheidung der Camilla Horn noch nicht abgelaufen ist". Nachher aber kann also geheiratet werden, weil keine Vorsicht seitens der Schweiz besteht, die einem solchen „Ehemann" verbieten würde, sich für dies Manöver herzugeben. Nur wenn sich später erweist, daß Scheinehe vorhanden ist, kann nach neuerer schweizerischer Gerichtspraxis, die Ehe als nichtig erklärt werden.

Vorbeugen wäre da wohl auch besser, als heilen! Da auch die geschiedene Frau eines Schweizers ihr Schweizerbürgerrecht behält, läßt sich voraussehen, wie solche Frauen den passenden Schweizerpaß, auch ohne den unpassenden Ehegatten, behalten können. Es fällt schwer, zu glauben, daß solchen Manipulationen nicht sollte ein Riegel vorgeschoben werden können.

Die Schweizer Mission

die während mehrerer Wochen zur Bekämpfung der Cholera-Epidemie in Aegypten weilte, ist wohlbehalten wieder in der Schweiz eingetroffen. Während eine der drei Equipen in Spitälern Erkrankte behandelte, machte eine zweite bakteriologische Untersuchungen im Laboratorium und die dritte hat in einer Reihe schwer verseuchter Dörfer gründliche Desinfektionen durch Besprizen von Gebäuden und Menschen mit Neozid durchgeführt. Die großen Mengen Neozid waren eine Gabe der schweizerischen pharmazeutischen Industrie. Alle Impfungen hat die ägyptische Regierung durchführen lassen. Interessanterweise soll kein einziger Europäer von der Seuche, die Tausende der Eingeborenen dahinraffte, ergriffen worden sein.

Ein großes Geschenk

hat der belgische Staat der Schweiz zukommen lassen als Dank für schweizerische Nachkriegshilfe: Im Sonderauto ist kostbares Radium nach der Schweiz überführt worden, das nun an verschiedene große Krankenhäuser verteilt wird.

Zur Gemeindekassierin

von Thierachern (Kt. Bern) ist Fräulein Rosa Bösch gewählt worden. Ihrer Nomination stand diejenige eines sozialdemokratischen Anwärters gegenüber, doch fiel ein erhebliches Mehr der Stimmen ihr zu. Ein Vertrauensbeweis für die offenbar für das Amt passende Frau. Wir berichten dies anerkennend, denn in der Regel nimmt man es noch viel zu wenig selbstverständlich, daß für Posten solcher Art die Eignung allein ausschlaggebend sein soll, gleichviel, ob es sich um Mann oder Frau handle.

Ein erster Sprachheil-Kindergarten

wird durch das Schulwesen von Zürich eingerichtet. Speziell ausgebildete Lehrkräfte werden die Kinder — es handelt sich in der Hauptsache um Stotterer — beschäftigen und behandeln und man hofft, die Kinder weitgehend von diesem so quälenden Uebel befreien zu können.

Eine schwere Katastrophe

wurde durch die Explosionen im Militär-Munitionslager bei Blausee-Mitholz an der Lötschbergline ausgelöst. Neun Personen kamen ums Leben, Häuser sanken zusammen und begruben die Einwohner; der Sachschaden ist enorm und die Gefahr durch Blindgänger ist groß. Die Anteilnahme am Unglück der Betroffenen ist groß im ganzen Lande.

Mrs. Roosevelt

hat, ehe sie die Schweiz verließ, an einer Pressekonferenz nach dem Erfolg ihrer Tagung in Genf befragt, geantwortet, daß in kurzer Zeit ein gewaltiges und wertvolles Stück Arbeit geleistet worden sei. Ein Entwurf für eine Charta der Menschenrechte, ferner für eine Vereinbarung (Konvention) über diese Probleme, sowie Bericht und Anregungen zu Ausführungsbestimmungen sind die „Ernte", die sie mit nach Hause nimmt. Daß der überragenden Leitung

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Fulmi", und marschierte zur Türe hinaus, über die Straße und geradewegs nach Hause.

Oben angelangt, nagelte Bartolo den Christbaum auf ein Brett und die Mutter umwickelte den Fuß dann mit einem grünen Schal. Rose schüttelte dicke Schneewolken von Salz auf das hügelige Gelände und setzte darauf die Tiere der Arche. Zu ihnen gesellte sie Schafe und Kühe aus dem Bauernhof, Hühner und Enten aus der Hühnerfarm. Vater Noah und Frau Noah, den Bauern mit dem Milcheimer und die futterstreuende Magd. Dann banden sie mit goldenen Fäden Orangen und silberne Nüsse an die Zweige und bogen Haarnadeln zurecht zu Kerzenhaltern. Ein bißchen windschief war alles, und kümmerlich, aber als der Abend nach Art jüdischer Abende über sie hereinstürzt kam, da schimmerten die Wachskerzen in goldenem Licht und warfen flackernde Schatten in die fernsten Winkel des großen, kahlen Raumes. Durch die Balkontüre dufteten die späten Rosen herein und im nahen Kloster hielten die Grauen Schwestern eine letzte Probe für das Weihnachtsoratorium. Orgelmusik, ein Frauenchor, aus dem sich das Sopransolo schrill erhob — unpersönlich, hart und immer einen halben Ton zu hoch.

„Pfui", sagte Rosinchen, „die lernt's auch nimmer!", und sie kniete sich vor ihrem Christbaum nieder und versuchte, ob sich das Kamel auf dem schneeigen Hügel besser ausnehme, oder im grünen Tal.

Das Porträt

An Weihnachten lag es in graues, grobes, wenig festliches Papier gehüllt auf dem Tisch. Ein Tannenzweig war darauf gesteckt, und daneben brannte in der roten Schale flackernd eine Kerze. Im Oefchen knisterte die Glut, das Türchen, von der Hitze glühend geworden, strahlte Wärme und Licht aus, gleichsam, um der kleinen Kerze zu helfen, den Raum noch festlicher zu erleuchten.

Durfte ich es wagen, diese warme, kerzenhelle Stille zu stören und das verheißungsvolle Paket zu öffnen? Du nicktest nur und legtest mir dein Geschenk in den Schoß. Zaghaft, — ein wenig zitterten die Finger, — löste ich die Schnur und leise rascelnd fiel das Papier auf den Boden.

Vor mir lag das Bild, dein Porträt. In stummer Ergriffenheit sah ich darauf, sah dich an und dann wieder auf das schönste aller Geschenke. Wußtest du, wie sehr gerade dieses Bild ich längst ersehnte, zu besitzen? Hast du meine geheimsten Gedanken erraten, denn nur im allertiefsten Herzensgrunde schwelten wie ein kleines, geheimes Feuer die Sehnsucht und der Wunsch nach jenem Besitze? Das war der schönste Weihnachtsabend bei Kerzenschein, glühendem Oefchen und diesem seligen Verstandenwordensein. —

Nun hängst du bei mir in meiner Stube! Es war nicht leicht, dir einen Platz zu finden; immer wieder suchte ich dir eine neue Stelle, denn du solltest nicht nur das schönste Licht haben, nein, du solltest auch meine ganze Stube vor dir sehen. Nun du so tief in mein Herz geschaut, durfte auch meine Stube vor dir kein Geheimnis mehr haben.

Den schönsten Platz habe ich für dich gefunden. Du schaust mich an, wenn ich aufwache; du blickst mir nach, wenn ich fortgehe, und das Allerschönste ist dein Dasein, wenn ich heimkomme, — dein stummes, verstehendes Dasein, welche Beglückung in dieser Gewißheit zu leben. Du wartest meiner in immer gleichbleibender Ruhe.

Nie stört du mich. Du blickst stumm, aber verständnisvoll zu mir, wenn ich dich um Rat frage; du bist abwesend, wenn du mich nicht begreifst. Du lächelst mir oft zu in deiner stillen Verhaltenheit, du lauschest gütig meinen Worten, oder du schaust hinweg, wenn ich nicht gestört sein möchte.

Du verstehst mich, auch wenn ich schweige. Unsere Zwiesprache ist eine stumme Sprache, nur dem Herzen verständlich.

Nie mehr bin ich allein, denn du bist zu mir gekommen in deinem Bildnis, um mein Einsamkeit zu teilen.

Das Schönste, das Herrlichste, das Beglückendste, das nur ein Maler schenken kann, dein Porträt, es hängt in meiner Stube, es gehört mir und gehört zu mir, solange ich bin und atme. Barbara Suter.

Li-Pein-Chu zaubert

Rose von Peinlich-Immenburg

„Lange habe ich nichts von Schang gehört," sagte eines Tages Li-Pein-Chu zu einem seiner Schüler. „damals, als ich das letztemal mit seinem Sohn sprach, sagte er mir, Schang sei krank —."

„Schang ist inzwischen noch viel kränker geworden", antwortete der Scholar, „und das Schlimme ist, er schwebt immer zwischen Leben und Sterben. Ich glaube, er wagt es nicht, Dich um Deinen Besuch zu bitten; er schämt sich seines armseligen Zustandes und hat weder die körperlichen noch die seelischen Kräfte mehr sich aufzuraffen und befindet sich nun in einer bejammernswerten Verfassung, so daß er sich vor aller Welt verbirgt."

Li-Pein-Chu sann eine Weile.

„Hätte ich darüber früher gewußt, wie krank Schang ist, wäre ich schon früher zu ihm gegangen, nun aber, um das Uebel nicht zu verschlimmern, muß ich vorsichtig sein."

Er ging zur Wand und hob von ihr einen Kakemono herab, eines jener auf Seide gemalten Bildnisse, wie sie nur der Ferne Osten kennt, ohne Perspektive, aber von nahezu unbeschreiblicher Ausdrucksfähigkeit und darstellerischem Sinn und Tiefe.

Da sah man einen Weg, der zuerst durch ein häuserbestandenes Dorf und dann durch Gärten hinaus ins Freie führte, einen Berg hinan, ging dann durch Felsen weiter, tauchte zwischen den Gesteinsbrocken wieder auf und verschwand, weiters sah man eine geschwungene Brücke, unter ihr einen brausenden Fluß, schließlich bauten sich wallende Nebelschleier auf und dahinein verlor sich der Pfad.

Li-Pein-Chu rollte das Gemälde zusammen.

Reichte es seinem Schüler.

„Besuch Schang, wenn es möglich ist, richte es so ein, daß dieses Bild gerade gegenüber des Lagers an die Wand zu hängen kommt, damit es der Kranke immer vor Augen hat und es betrachten muß. Sprich mit ihm aber nicht viel darüber, bestelle Schang nur meine Grüße und nächstens einmal käme ich, ihn zu besuchen."

Der Schüler neigte sich vor seinem Meister, nahm die Rolle ehrerbietig in Empfang und machte sich auf den Weg.

Einige Tage ließ Li-Pein-Chu vergehen, dann suchte er Schang in seiner Behausung auf. Es war so wie man es ihm geschildert hatte, der Kranke lag apathisch zwischen Leben und Sterben. Erfreut sah Li-Pein-Chu den Kakemono dort hängen, wo ihn die

der Sitzungen durch Frau Roosevelt, ihrem überlegenen und charmanten Verhandlungs- und Vermittlungsgeschick und ihrer Sachkenntnis ein Hauptteil des Gelingens zuzuschreiben ist, betonte ein schweizerischer Beobachter der Genfer Sitzungen. E. B.

Am Kamin

Der traulichste Feuerplatz am Kamin ist beinahe eine poetische Angelegenheit in unsern Kältegraden, und wir werden diese Einrichtung in unserer Gegend, wo der Winter ein strenges Regiment führen kann und meistens auch tut, nur da und dort finden, sei es, weil wir das traute Beisammensein am knisternden Feuer lieben, sei es, daß wir für die Uebergangszeit, oder an nasskalten Sommertagen gerne ein Feuer anzünden, um uns daran zu wärmen und dem Spiel der züngelnden Flammen zuzusehen. Die Kamine in Häusern und Wohnungen mit Zentralheizung erscheinen vielen Menschen ein Luxus. Gewiß in unserer Zeit vielleicht; aber jetzt wo das Holz wieder erhältlich ist, müßte ich mir nichts schöneres als das gesellige Beisammensein rings um ein Kamin. Es ist nicht dasselbe, wenn wir uns um einen Heizkörper in seiner sachlichen Röhrenform setzen, es ist nicht einmal dasselbe, wenn wir unsere Stühle und Kissen in die Nähe des Kachelofens rücken, wenn dies auch schon um vieles heimeliger ist, weil wir vielleicht sogar die Holzscheiter noch knistern hören, und der Ofen in seiner wohligen Wärme wie ein guter Freund mitten unter uns ist.

Ich habe mir das schon immer gewünscht, in meiner Wohnstube ein Kamin zu besitzen, um an stürmischen Winterabenden, oder im Frühling und Sommer, wenn der Regen und der feuchte Nebel mit seiner nassen Kälte in das Haus bringt und alles so frostig und ungemütlich macht, am warmen Feuer zu sitzen und dem Spiel der Schatten zuzuschauen, mich an den schönen Farben des Feuers zu freuen und dem Knistern der Scheiter zuzuhören und meinen Gedanken nachzuhängen. Im Herbst lassen sich im Kaminfeuer die Kastanien braten, und ich wüßte mir keinen traulicheren Platz für eine fernerste Aussprache zu zweit als am Feuer. Aber bislang ist das einer meiner Wunschträume geblieben, die noch in den Sternen hangen. —

Einen Abend zu Hause am wärmenden Feuer allein mit einem Buche, das uns vieles geben kann, oder auch nur mit seinen Gedanken, die nach innen gehen oder mit lieben Freunden zusammen im Gespräche über ernsthafte Probleme, oder Erinnerungen austauschend ist so viel mehr wert, als den Abend irgendwo zu verbringen wo viele Menschen sind, die uns nichts angehen, nichts zu sagen haben und nichts zu geben vermögen als belanglosen Geschwätz über Alltäglichkeiten. — Besäße ich ein Kamin, ich würde es lieben wie einen guten Freund und ich würde mich bei den züngelnden Flammen nie allein fühlen, wenn ich auch einsam den Abend verbringen müßte. Es ist ein wundersames Spiel, das knisternd und schwelend unser Inneres aufwühlt, daß wir den Weg zu unserm eigenen Ich finden, vorausgesetzt, daß wir dazu den Willen und die Ruhe haben. —

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehören die Stunden am Kamin bei meiner Großmutter. Sie war eine kleine zierliche Frau. Ihre Wiege stand in Paris, der wunderschönen Stadt, und sie hat die harte deutsche Sprache nie richtig sprechen gelernt. Sie sang mit ihrer etwas scherbigen Stimme entzückende Kinderlieder und begleitete sie mit zierlichen Gesten ihrer kleinen Hand.— — —

Auch Märchen und Geschichten erzählte sie so lebendig und heiter wie kaum jemand, sodaß sie mir geblieben sind wie in einem bunten Bilderbuch gedruckt. Später, viel später als ich groß geworden, trug ich manchesmal mein junges Erdenweh zu ihr und setzte mich zu ihren Füßen auf das große Kissen am Kamin. Ihre Hand war runzlig und alt, aber immer noch gut und weich, wenn sie mir zuhörte und dann leise lächelnd sagte: „Ma chère, la vie est dûre — — — aber man muß alles selber erleben, um es zu verstehen und dennoch zu lieben!" — Dann legte sie ein neues Scheit in die Glut und sagte nichts, gar nichts mehr, strich mir nur weich und gut über das Haar und dann nach langer Weile, hörte man sie sagen: Schau her, das Feuer hat die Buchenscheit aufgezehrt, siehst Du mein Kind, so muß eine Frau sich verzehren in Liebe und Gutsein, immerzu gutsein . . . und Wärme geben denen, die um sie sind." — Und sie hatte tausendmal recht, die kleine Großmama aus Paris. Schade, daß ich bis jetzt in meinem Zuhause kein Kamin besitze, ich würde dann und wann einen jungen Menschen auffordern, sich mir zu Füßen ans Kaminfeuer zu setzen und ihm sagen:

„Sieh, wie das Feuer sich verzehrt und opfert für uns, uns Wärme gibt und Licht und Freude am hellen Schein und den wunderschönen Farben der Flammen — so sollen wir Menschen uns auch geben, damit an unserer Liebe und Gabe sich die andern erwärmen und glücklich werden!" — —

Maria Scherrer

Fröhliches Wiedersehen

Zur Eröffnung des J. A. B.

Am 18. Oktober wurde das Internationale Archiv für die Frauenbewegung in Amsterdam, Keizersgracht 264, dessen ganzer Besitz an Büchern, Fotos, Periodiken, Zeitungen usw. im August 1940 von den Deutschen beschlagnahmt und nach dem Dritten Reich gebracht wurde, wieder „eröffnet".

Zwar grinsten uns fast nur Bretter an in den beiden Lokalen, welche das Internationale Institut für Soziale Geschichte dem J. A. B. schon ehemals zur Verfügung gestellt hatte. Aber Blumenspenden von verschiedenen Frauenvereinen nahmen doch etwas von dem öden Eindruck weg. Und einiges Material ist doch wieder geschenkt worden: wir bemerken ein paar vergilbte Exemplare der „Gleichheit" Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen 1910 und die Gewerkschaftliche Frauenzeitung 1921.

Wie anders war das in den Vorkriegsjahren 1937 und 1938, als es aus dem In- und Ausland zuströmte und u. a. die Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich regelmäßig beitrug. Zwei inhaltsreiche Jahrbücher erschienen damals, sie enthielten nicht nur bemerkenswerte Artikel in unserer Sprache, welche kurz zusammengefaßt in Englisch oder Französisch übersetzt waren, sondern auch Ausländerinnen haben beigetragen: Dr. Felicitas Baruch über „Die ökonomische Lage der erwerbstätigen Frauen des Oesterreichischen Mittelstandes", Marie Louise Puech «Quelques Aperçus sur le Féminisme et la Province française 1830-1850», E. Sylvia Pankhurst «Some autobiografical Notes.» Ray Strachey «Chronological List of leading events in the Womans Movement in Great Britain» (eine ähnliche Chronologie finden wir auch für die Niederlanden), alles Schriften, welche unentbehrlich sind für das Studium der Frauenbewegung.

Die Schweizerin Th. M. Jenny-Kappers schrieb mit Frau Brunswig und Dr. jur. Marcelle Renson über die Stimmrechtsfrage in der Schweiz, Frankreich und Belgien — wo diese Frage nun bald endgültig gelöst sein wird und von letzterer finden wir beim Durchblättern auch eine interessante Betrachtung über „Die Schweiz und ihr Verhältnis zu den politischen Rechten der Frau." Hat sich in diesem Dezennium schon vieles geändert? Frau Dr. Posthumus-van der Goot, die Vorsitzende des neuen Vorstandes, die einzig noch übriggebliebene der drei Vorkriegs-Initiantinnen, die noch am Leben ist (die ehemalige Vorsitzende Rosa Manus erlag im Ravensbrückerlager) eröffnet die Tagung. Die ziemlich kleine Gesellschaft der Eingeladenen aus der Frauenbewegung setzt sich den leeren Bücherschränken gegenüber, mit Bewunderung für den Mut, von neuem aufbauen zu wollen. Dr. Posthumus erwähnt die Vorkriegszusammenkünfte mit hervorragenden internationalen Frauen. Auch dieses hat man schon wieder aufgenommen: schon waren Margaret Bondfield und Violet Markham, die 72jährige, welche unermüdlich auf sozialem Gebiet uns als Friedensrichter arbeitet, Gäste der IAW. Denn obwohl 1940 die „Beschützer" — wie die Besetzer sich damals gerne nannten — das Studium und Dokumentationsmaterial bis auf den Knochen ausraubten, das kleine Kapital haben sie damals übersehen. Mit den unverbrauchten Zinsen verfügt der Vorstand jetzt über fast f7000.—, wie die Schatzmeisterin uns selbst erzählt.

Auch andere Vorstandsmitglieder setzen auseinander, aus welchen Motiven sie mitarbeiten. Wie es bei uns notwendig ist, aber nicht immer gelingt, haben auch eine Calvinistin und eine Katholikin im Vorstand einen Sitz und eine junge Lanbfrau aus Südafrika . . . een boerenmeisje«, wie sie sagt, als sie in ihrer eigenen Sprache das Verhältnis zwischen Stadt und Land beleuchtet, das bei uns weniger intensiv sein soll, wie in ihrem Lande, und vermutlich in der Schweiz der Fall ist.

Wirklich amüsant ist, was „die nur-Hausfrau" der Vorstandsmitglieder uns erzählt. Frau Matthew war vor zehn Jahren in Virginia (USA.) zu Besuch, als sie dort ein imponierend aussehender Brief erreichte über die Gründung des First Wor'd's Woman's Archives" in einem Kristallpalast in Newyork. Selbstverständlich wollte sie dasselbe in Newyork besuchen, ehe sie sich wieder einschiffte, fand aber nur, nicht ohne Anstrengung, an der angegebenen Adresse in einem dieser typischen amerikanischen Riesenbauten ein ganz kleines Zimmerchen neben der Portierloge. Es war hübsch eingerichtet und eine freundliche Sekretärin war auch anwesend, aber der Palast sollte erst noch gebaut werden. Und Bücher? Nein, die waren überhaupt noch nicht da.

Als dann vor kurzem Frau Matthew nochmals nach den USA. reiste, wirklich gespannt darauf was jetzt aus dem First World's Womans Archives geworden war, . . . erfuhr sie, daß der schöne Plan Plan geblieben war. Somit muß die Frauenbewegung in Europa und Amerika sich vorläufig mit dem IAW. begnügen.

Dann wurde dem einzig anwesenden Mann das Wort gegeben. Professor Posthumus, Direktor des Internationalen Institutes für Soziale Geschichte, beglückwünschte den Vorstand, und das um so mehr, als am Tage vorher unter den vielen in Deutschland aufgefundenen, aus „Holland" während des Kriegsjahren geraubten, von dort zurückgesandten Dokumenten, zwei Kisten hervorgekommen waren, welche ein Teil der 4000 Bücher der IAW. enthielten. Und zugleich marschierten die Sekretärin des S. J. f. S. G. Frau Schetema und mehrere Helferinnen mit den Armen voller Bücher herein! Da wurde doch manches Auge feucht und die Präsidentin strahlte bei dieser Ueberraschung und der Herr Gemahl-Professor bekam einen herzlichen Kuß und die Sekretärin wurde umarmt. In freudigster Stimmung hörten wir dann noch eine fesselnde Causerie von Frau Kiek-Wolffers über die Kriegsarbeit der Niederländischen Frauen, welche von 1940 bis 1945 sich in London aufhielten.

Soll noch darauf hingewiesen werden, daß uns während des Tees, welcher das fröhliche Wiedersehen mit den wiedergefundenen Schätzen beschloß, eingeprägt wurde, daß jede Frau jeglicher Nationalität, sei es durch finanzielle Beiträge, sei es mit Büchern, alten Briefen, Photomaterial, dieses internationale Zentrum für die Frauenbewegung unterstützen möge?

W. W. F. -D.

Die Basler Künstlerinnen in der Weihnachtsausstellung

Wenn auch die Künstlerinnen, laut Statuten aus Hodlers Zeiten (welch ein Zopf), in der Gesellschaft der schweizerischen Maler, Bildhauer und Architekten keine Aufnahme finden, so stellen sie doch jährlich an der großen Weihnachtsschau zusammen mit den lieben Kollegen aus, ja, es wird ihnen dann meistens ein besonderer Saal in der Kunsthalle zur Verfügung gestellt. Durch die Anordnungen nach bestimmten Kunstrichtungen hat sich im Frauensaal die ältere Generation mit der tonigen, realen Ausdrucksart zusammen getan. Das farbliche und formale Erlebnis als Antrieb, meist diese Kollektion eine schöne Geschlossenheit auf. Da sind die verschiedenen Selbstporträts, die den Beschauer sofort ansprechen. Gertrud Schwabe, die Präsidentin der Frauensektion, betont in den breiten Blättern als Hintergrund, in der Palette und dem konzentrierten Antlitz die Fläche, und um die schönen Blumenbilder versteht sie auch den Raum zu bauen. In den ihr eigenen, zarten Farben gestaltet E. Mengold in ihrem Bildnis, die ältere, geistig arbeitende Frau und im Mädchenbildnis die Jugendlichkeit. Voll Spannung, durch die Farben Blau, Gelb, Orange, aber in ruhender Haltung bringt Maly Blumer „die Malerin" auf die Leinwand, und Elisabeth Bonny hat neben kräftigen Stilleben, die Dame in Schwarz, die Gattin von Fridolin gemalt. An der andern Wand hängen die, mit sicherm Gefühl für das architektonische gestaltete Landschaften aus dem Süden und der alte Mann mit der ergreifend menschlichen Haltung von Louise Weitnauer. Der Sommertag von Selma Siebenmann ist klar aufgebaut, und ebenso sicher im Können sind die Stilleben und besonders schön in der kräftigen, roten Farbgebung die junge Italienerin von Marie Loß, die kürzlich den 70. Geburtstag feierte. Sehr schön, mit Grün und Weiß geballt, ist das Gartenbild von Dora Kappeler, leuchtend auch ihre Blumenbilder. Zu diesem Kreis gehört auch Martha Pfannenschmid mit dem realistisch gesehenen Petersplatz und der Hotelterrasse von St. Moritz, sowie das Blumenbild von Ida Buchner.

Selbstverständlich haben lange nicht alle Werke unserer Künstlerinnen in einem Saale Platz, und so sind sie denn überall unter ihren männliche Kollegen verstreut. Aus dem Gros der Pastelle und Zeichnungen heben wir vor allem die, in delikaten, braunroten Tönen dominierenden Städtebilder, Cibaschornsteine und Herbst in der Stadt, mit Goldgelb durchsetzt, sowie die klare Zeichnung des Malers A. Dietrich von Gustava Iselin-Haeo- hervor. Daneben hängen die entsprechenden Temperabilder, Darstellungen aus dem Tessin von Faustina Iselin, das subtile Aquarell St. Albantal von Marie La Roche. Zwei temperamentvolle Zeichnungen, Schiffände und Barfüßermesse, von Lyst Hecker hängen im Treppenhaus, von Julia Ris sind geologische Bergzeichnungen da und von Elisabeth His Aquarelle aus dem Süden.

Die jüngere Generation, die sich mehr oder weniger in moderner Richtung bewegt, ist ebenfalls zerstreut unter den ihr wesensverwandten Kollegen. Die Mitte hält Irene Zurkinden, die vom Impressionismus ausgeherd, doch sehr vital ist und selbst in der Stizze den typischen Ausdruck findet, wie das Frauenbildnis, das mehr zeichnerisch als malerisch gelöst ist. Madeleine Fix wählt Handlungen aus Kirche, Orchester und Komödie, die sie mit leuchtenden Farben baut und stets in Felder teilt. Auch das farblich schöne nature morte und das Flußbild von Rose Ruef kann zu den modernen gezählt werden. Der prächtige Wirteppich mit Sonnenblumen von Marguerite von Brunn hat im Vestibül die ersten Blicke der Besucher aufzufangen. Ihr verwandt sind Marguerite Ammans flächige und in zarten Tönen gehaltenen Temperabilder, mit alten Schloß- und Gartenmotiven, die man sich sehr gut gestickt vorstellen könnte. Ganz mit abstrakten Elementen arbeitet Meret Oppenheim, „Sonne, Mond und Sterne" sind wohl das Typischste, „Krieg und Frieden" ist etwas monoton im Einfall und Farbgebung, wahrscheinlich liegt ihr das Märchenhafte, wie die Hexe, besser als die kalten Abstraktionen. Ein eigenwillig expressives Temperament dokumentiert Lotti Kraus, mit ihren dunkeltonigen, von dramatischen Akzenten getragenen Bildern, die beiden Frauenporträts, oder „Zwei Seelen", stark empfunden und gut übersetzt ist auch die Fabrik im Elsaß. Aus einer ähnlichen Erlebnisart heraus, jedoch weniger durchgeformt ist das Mädchenbildnis von Julie Schäßle.

Auch die Bildhauerinnen sind mit guten Arbeiten vertreten. Erstaunlich kräftig sind die Porträts von Hedwig Frei, Elly Iselin-Bösch und Christel Hettinger, die sich alle drei an markante Köpfe, wie u. a. den Maler Willy Wenk und den Philosophen L. Ziegler gewagt haben. Sehr schön ist das Terrcotta-Köpfchen von H. Frei, noch etwas unbeholfen hingegen der Kinderkopf von Hanny Salathé. Daß von ihnen allen keine Formulierungen ideeller Art zu sehen sind, wundert uns, aber man weiß ja nicht was die Jury abgelehnt hat. Im Ganzen gesehen, vermögen sich unsere Künstlerinnen sehr wohl unter ihren männlichen Kollegen zu halten. Und so zeigt sich auch hier, wie überall, daß nicht das Geschlecht, wohl aber die vitale Kraft der Persönlichkeit den Geist und das Können bestimmt.

Die Ankäufe haben schon stark eingesetzt, insbesondere durch die Aktion pro Basel und die Verlosungsanläufe des Kunstvereins, so daß die Weihnachtsausstellung für viele Künstler auch eine wirtschaftliche Hilfe sein wird.

gri.

Das Wunder, von **Albert Talhoff**, in der Europäischen Bibliothek im Rascher-Verlag, Zürich. Eine entzückende kleine Erzählung, in der ein gelähmtes Mädchen einen verletzten Vogel gesund gepflegt auf dem Krankenbett. Als dieser geheilt davon fliegt, befällt sie eine schwere Depression, und als es ganz Nacht werden will in ihr, gerade dann fliegen Scharen von Goldammern in ihr Fenster und Zimmer, und unter des geheilten „Fünkchens" Direktion fingen sie der armen Kranken Freude und Sonne, Mut und Glauben an das Leben ins Herz, daß die Heilung einsetzen kann.

Der Verein gute Schriften gibt drei hübsche Bände heraus, die allgemein Freude machen werden; es sind dies

Joseph Victor Scheffel, ein Lebensbild in Briefen mit biographischen Verbindungen von Dr. Willibald Klinke.

Volkserzählungen von Leo Tolstoi, und

Weihnachtsabend von Charles Dickens.

Der Prokurator von **Antoine de la Sale.** Diese reizende altfranzösische Novelle, die uns der Emil Desch-Verlag Thalwil, in der Uebersetzung von W. v. Göthe, mit hübschen Illustrationen von Otto Bachmann schenkt ist ein kleines Kabinettstück. Die anspruchslose Erzählung schildert den Weg einer jungen Frau von Besitz, durch Versuchung und Läuterung zur selbstverständlichen Rückkehr zu Pflicht und Tugend.

Musik im Dunkeln, von **Dagmar Edqvist.** Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. J. Kaeser. Orell Füßli-Verlag, Zürich.

Nur der Wohltätigkeitszuschlag, nicht aber der Frankaturwert der PRO JUVENTUTE-Marken kommt der Jugendhilfe zugute!

Blicke des Kranken immer wieder treffen und ihn zum Betrachten und Nachdenken anregen mußten.

„Dank, Erhabener", stammelte der Kranke dem Besuch entgegen, „Dank für die schöne und kostbare Gabe. Ich weiß den Wert des Geschenkes wohl einzuschätzen. Das Bild stammt vom hochberühmten Zen-Meister der Sung-Dynastie Kaku-an-Shi-en der Rinzai-Schule; sie konnten viel, diese Meister der Weiß-Schwarzmalerei, — ich glaube, es war in der Ashikaga-Periode —".

„Ich sehe, —" sagte Li-Pein-Chu, „Dein Gedächtnis ist noch immer bewundernswert und reich sind Deine Kenntnisse.

Schang, öffne mir Dein Herz, — es ist noch gar nicht so lange her, da warst Du in Deinem Wesen ein stürmender Wirbel, eine fließende Woge, — nun bist Du wie Wasser im Sumpf."

„Erhabener, — Deine Teilnahme ehrt mich, wie Sonne den morgendlichen Tau bescheint und ihn sich selbst bescheiden läßt. Ich bin noch weniger als Wasser im Sumpf," seufzte Schang, „ich bin nur noch feuchte Asche."

Bis jetzt waren Li-Pein-Chu und der kranke Schang allein gewesen. Nun traten Schangs Sohn und Li-Pein-Chus Schüler leise ein, lautlos blieben sie nahe der Tür stehen, die Mienen Li-Pein-Chus beobachtend und jedes Winks von ihm gegenwärtig.

„Zündet Räucherstäbchen an!" befahl Li-Pein-Chu.

Schangs Sohn eilte und bald würzte den Raum der aromatische Rauch.

„Bringe Schangs Reisekleider und ziehe sie Deinem Vater an!" befahl Li-Pein-Chu weiter dem erstaunten Sohn. Ohne einen Widerspruch oder einen Hinweis auf des Vaters große Gebrechlichkeit nach so langem Krankenlager zu wagen, begann der Sohn den Vater anzuziehen, die schweren Filzstiefel auf die Füße, die wattierten Oberkleider, die Mütze, brachte die gefüllte Kürbisflasche mit dem Labetrunk, den gekrümmten Wanderstab.

Dann half er ihm, unterstützt von Li-Pein-Chus Scholaren, auf die Füße.

„Bringe eine Stufe" befahl Li-Pein-Chu weiter.

Der Sohn brachte die Stufe, Li-Pein-Chu stellte sie unter den Kakemono zwischen die schwelenden Räucherkerzen und half Schang hinauf.

Mühsam erklomm Schang die kleine Treppe, die bis zum Bild hinaufreichte. Grauer und blauer Dunst von den schwelenden Räucherkerzen wogte in Schleiern um ihn und das Bild und schien mit den Nebelschleiern auf dem Bild in Eines zu verfließen.

Langsam schritt Schang die Stufe hinan und als er oben war, schritt er in das Bild hinein, das sich ihm wie eine offene Landschaft darbot.

Sein Sohn und der Schüler standen wie erstarrt, wagten kaum Atem zu holen und sahen mit weit geöffneten Augen zu, wie Schang, schwer auf seinen Wanderstab gestützt, zwischen den Häusern im Dorf mühselig dahinschwankte, oft im Schreiten inne hielt, um neue Kräfte zu sammeln, wie er dann weiter oben auf dem Weg zwischen den Gärten auftauchte und nun, wie es schien, schon etwas sicherer dahinging. Bergauf wandelte er, immer mehr mit kräftigerem Schritt, wurde zwischen den Felsen sichtbar und verschwand wieder. Nun stand er auf der Brücke und sah hinab in den schäumenden Fluß, ging über die Brücke. Bald schluckte ihn der Nebel, immer weniger war seine Gestalt sichtbar und dann endlich ganz verschwunden.

Ein Stöhnen ließ Li-Pein-Chu umwenden.

Schangs Sohn hatte bis jetzt seine Blicke starr auf das Bild geheftet, nun schüttelte heftiges Schluchzen seine Schultern, vergebens bemühte er sich, das Geschehene zu fassen, — hier war das verlassene Lager, — dort das Bild, — und sein Vater war verschwunden. Auch der Scholar war bleich, verzog aber keine Miene und wandte seinen Blick nicht vom Meister.

Li-Pein-Chu ließ einige Zeit vergehen, Schangs Sohn sollte sich inzwischen fassen und seine Selbstbeherrschung wieder gewinnen. Dann sprach er in seiner verhaltenen, Würde erzwingenden Art:

„Groß ist die Macht des kraftvollen Handelns. Größer ist die Macht des Lassens, des Nicht-Tuns. Am größten ist die Macht des Schweigens, die das Nichts kraftvoll macht.

Schweigt meine Söhne, — schweigt, — zeigt Euch würdig der Lehren Eurer großen Meister Kon-Fu-Tse und Lao-Tse."

Die beiden jungen Leute, bleich vor Ergriffenheit des Geschehens der Stunde, ein Zittern verbergend, neigten ihre Häupter und blieben so stehen, bis Li-Pein-Chu den Raum verlassen hatte.

Eine Woche war vergangen. Die Sonne schien warm an diesem schönen Nachmittag. Li-Pein-Chu ging vor seinem Haus unter den blühenden Pfirsichbäumen geruhsam hin und her.

Vom Weg her, der in ferne Täler und weit hinauf in die Berge führte, erklangen Schritte. Li-Pein-Chu blickte auf. Schang kam daher. Bestaubt seine Kleider und Schuhe, gebräunten Antlitzes, im Gehen singend, und krank war er schon gar nicht mehr.

„Wanderst Du heimzu?" redete Li-Pein-Chu den Wandersmann an.

„Die Wasser sind blau und die Berge grün," antwortete Schang und seine Stirn strahlte vor Helle, „ich sah Werden und Vergehen und bin unvergänglich heiter geworden, der Wundermacht der Gottheit darf ich nicht mehr. Dir aber, Li-Pein-Chu bringe ich von denen da oben allen ihren Segen mit —"

Li-Pein-Chu lächelte. Schang setzte seinen Weg, seinem Hause zu, fort. Li-Pein-Chu rief ihm nach: „Schang, meinen Kakemono bringe mir wieder, mich stört der kahle Fleck an der Wand —"

Nach kurzer Zeit brachte Schangs Sohn freudestrahlend den Kakemono wieder zurück. Li-Pein-Chu nahm die Seidenrolle entgegen und hing sie an ihren Platz an die Wand, wo sie vordem immer gehangen war.

Schangs Sohn verweilte, wollte über das Begebnis sprechen, für die wunderbare Wiederherstellung der Gesundheit seines Vaters danken. Aber Li-Pein-Chu hob abwehrend die Hand:

„Groß ist die Macht des Schweigens. Störe diesen Kräftekreis nicht durch neugierige Geschwätzigkeit.

Dein Vater wird noch lange leben und in Frieden wandeln.

Wissen ist gut, Nichtwissen ist manchmal besser, gib Dich damit zufrieden."

Der junge Mann zog seine Schuhe aus, ließ sich auf die Knie nieder, küßte den Staub zu Füßen des Meisters, senkte das Haupt und bat Li-Pein-Chu, er möge ihm seine Hand auf die Stirne legen. Li-Pein-Chu tat es und als er seine Hand nach einer Weile wieder zurückzog, wußte er, Schangs Sohn trug kein Verlangen mehr, über das Begebnis aufgeklärt zu werden. Ohne Worte, durch den Sinn allein war ihm klar geworden, was er bei den alten Meistern in deren Büchern gelesen:

„Wer seinen Willen gebraucht ohne Zerteilung, dem verdichtet er sich zu einer geistigen Macht —."

Blind sein und jung — das ist das schwere Problem, das dieser neueste Roman von Dagmar Edqvist „Musik im Dunkeln" einer echten und wahren Lösung zuführt. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Bengt Hyldecke, ein junger Mann von bester Erziehung, der durch einen Unglücksfall sein Augenlicht verloren hat. Einsam, verbittert resigniert er. Da tritt Ingrid an seine Seite, ein Mädchen aus dem Volk, voll Zuversicht, Bildungshunger, Hingabe und Fürsorge, Welch beglückende Gestalt hat die Dichterin hier geschaffen! Liebe und Glück, alles muß erkämpft und sauer verdient werden — aber es gelingt.

Von Florenz bis Zürich, von **Augusto Giacometti**, im Rascher-Verlag, Zürich.

Der berühmte, stets seine eigenen Wege gehende Bergeller Maler erzählt uns in anregendster Art und Weise ein Stück Weg aus seinem Leben. In das wertvolle Buch sind sehr schöne Reproduktionen eingestreut, in denen vor dem geistigen Auge des Lesers die ganze farbige strahlende Leuchtkraft der Kunst Giacomettis lebendig wird. Er hat den Mut zu sich selber, und darum wurde er so groß, so stark für viele.

Zeitschriften

Kunst und Volk, Herausgeber Albert Rüegg, Zürich. Heft 6 enthält Arbeiten und Bilder über Zeitgenössische Kunst in Schweden, Mac Couch, den angelsächsischen Maler, La Leçon de Maillol, Neue Kunstbücher und Ausstellungen.

In Heim und Leben, C. J. Bucher AG., Luzern, bewundern wir vor allem die oft sehr schönen und gediegenen Kunstreproduktionen in Tiefdruck, neben allerlei amüsanten und belehrenden Inhalt, der stark ins Gebiet der häuslichen Tugenden greift.

Druckfehler und Irrungen

In den Bücherbesprechungen hat ein Druckfehler den Namen der Verfasserin des kleinen Buches „Mein Weg in die Freiheit" von Leni Krantz in ein Krantj verwandelt, was wir aufrichtig bedauern.

Ebenso ist aus einem unerklärlichen Versehen der 7. Jahrgang der Schrift „Ins Leben hinaus" der Redaktion auf den Schreibtisch geraten. In der 8. Ausgabe finden wir Gotthelfs „Erdbeeri-Mareili" von Helene Keller, „Junge Mädchen in Tavels Dichtung" von H. von Lerber, „Betsy, die Schwester C. F. Meyers" von Helene Stucki „Rahel Lenz" und Rahel Wertmüller von Mathilde Steiner und die „Hirtin vom Rigiberg" von Maria Ulrich.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Für die Frau daheim" steht auch in der Neujahrswoche auf dem Programm und zwar Montag, den 29. Dezember, um 14.00 Uhr. Dienstag, den 30. Dezember, um 22.05 Uhr, hält Leonie Kretz Rückschau beim Durchblättern eines alten Taschenkalenders.

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Durch Vermittlung vieler Fürsorgestellen
erhalten wir täglich Anfragen und Gesuche
um Abgabe von Kleidern, Wäsche und Schuhen für Familien, die durch Krankheit heimgesucht sind oder deren Einkommen mit der Teuerung nicht Schritt hält.
Familienhilfe auch in der Heimat
ist bei uns noch nicht überflüssig geworden.
Kleidergaben werden in der Stadt Zürich gerne abgeholt
Kleiderstube der Winterhilfe Zürich
Schulhausstraße 62 Tel. 23 86 00

Babyhaus HERTHA SONDEREGGER
Talstraße 16, Zürich
(gegenüber Börse beim Paradeplatz)

Vom Einfachsten bis zum Feinsten für Kinder bis 6 Jahre
Atelier-Anfertigung

Camelia
Die ideale Reform-Damenbinde
Camelia-Fabrikation, St. Gallen

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TELEPHON 23 56 00

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Elektr. Rasierapparate

...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 23 15 28
Zürich

Inserieren bringt Gewinn!

JACOB BACHMANN
vormals ALFR. HEINRICH, SOHN
Porzellan-Malerei und -Handlung
Seinaustraße 50 **ZURICH 1** Telephon 23 33 86

Wertbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Zürcher Leckerli
Seit drei Generationen
Zürcher Leckerli / die Spezialität
in unveränderter Qualität / von
Confiserie E. SCHURTER & ERBEN
TEL. 27.287 beim Central GEGR. 1869
NIEDERDORFSTR. 50

Ein Traubensaft von besonderer Klasse
OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT BISCHOFSZELL

Im Frühjahr
in die Mittelschule
ATHENAEUM
Dr. Ed. Kleinert
Zürich 8/32
Neumünsterallee 1
Tel. 32 08 81

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Töchter!
Gute Aussichten im Servierberuf nach gründlicher Service-Schulung in unserm staatl. subv. Servierkurs 6. Jan. bis 28. Febr. Stellenvermittlung. Ill. Prospekt gratis. Tel. 041/2 85 51.
Schweiz. Hotelfachschule, Luzern, im „Montana"

Der heimelige **Teeraum**
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. GENTSCH, SOHN
ZÜRICH

Ski und alles was dazu gehört, sowie
Ski-Bekleidungen
Montage und Reparaturen
Reell und preiswert
Forster-Sport
Theaterstr. 16 (beim Urbankino)

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes
zum Vorzugspreis von 8.50
pro Jahresabonnement
gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.
Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein
Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes
ab _____ bis _____
an Frau/Frl. _____
Unterschrift und Adresse des Bestellers: